

Wieso Stirling eben nicht Sempach ist

UNABHÄNGIGKEIT Nein – Schottland wendet sich nicht von Grossbritannien ab. Der Luzerner Autor Pirmin Meier zum schottischen Abstimmungstag mit Parallelen zur Schweiz.

PIRMIN MEIER
nachrichten@luzernerzeitung.ch

«Wenn ich verliere, bin ich Schotte, gewinne ich, dann Brite», soll Tennisstar Andy Murray gesagt haben, als er sich kurz vor der Abstimmung als Befürworter der Unabhängigkeit outete. Zum Zeitpunkt der Abstimmung befand sich auch meine Tochter in Edinburgh. Sie berichtete mir von «grossen Besorgnissen», welche viele Menschen hier ergriffen hätten. Es handelte sich um ein durchaus achtenswertes Milieu von Leuten, die zur Vorsicht verpflichtet sind: Bankangestellte. Damit sind Unsicherheiten angesprochen, nicht nur die Währung betreffend.

Uncharismatischer Wortführer

Dem Tennishelden Andy Murray – und nicht nur diesem – war aufgefallen, dass die Eliten, die gesamte etablierte Presse, alle Parteien ausser den schottischen Nationalisten, zuletzt die Königin und sogar der amerikanische Präsident die Einheit Grossbritanniens beschworen hatten. Die ersten Resultate, etwa aus kleinen Inseln, in denen es kaum eine Unabhängigkeitstradition zu geben scheint, stimmten wenig zuverlässig für ein «Aye aye Scotland». Andererseits hat man in Glasgow und in Dundee, wo die Anhänger der Unabhängigkeit in der Mehrheit sind, diese Frage wohl etwas zu stark parteipolitisch gesehen in Richtung «Nie mehr Tories», also vor allem als Absage an die Konservativen. Ein weiterer Faktor ist der uncharismatische Charakter des Führers der schottischen Unabhängigkeitsbewegung, Alex Salmond, eines 60-jährigen Ökonomieprofessors. Sein Auftreten erinnert etwas an den ebenfalls vollständig uncharismatischen Vorsitzenden der Alternative für Deutschland, Bernd Lucke.

Angstkampagne wie in der Schweiz

Die Abstimmung über die schottische Unabhängigkeit ist nur sehr bedingt mit dem Votum der Schweiz gegen den Europäischen Wirtschaftsraum (EWR) im Dezember 1992 zu vergleichen. Es gibt einige Gemeinsamkeiten, vor allem aber nicht unwesentliche Unterschiede. Die Gemeinsamkeit: eine enorme Angstkampagne. Die angebliche wirtschaftliche Vernunft wie auch die Meinung der Presse, fast das gesamte Establishment sowie die meisten Parteien, die Parlamentsmehrheit und der Bundesrat mobilisierten gegen Freiheitsgefühle aus

dem Geiste von 1386 (Sempach) und 1848 (Bundesstaat, nach dem Luzerner Philosophen Troxler in Abgrenzung zur europäischen «Heiligen Allianz»).

Wie nie zuvor wurde vor dem wirtschaftlichen Abstieg der Schweiz gewarnt. Darum war das Bekenntnis zu einer im Vergleich zum schottischen Konzept weitergehenden Unabhängigkeit nur hauchdünn, während nun aber Schottland für wohl mindestens eine Generation klar Nein zum Risiko der Eigenständigkeit gesagt hat. Kurz nach dem EWR-Nein der Schweiz nahm Liechtenstein, wirtschaftlich wenig mehr als sein Finanzplatz, den EWR-Beitritt an, auch auf Empfehlung eines in der Schweiz nicht vorhandenen Fürsten. Das Wagnis der Unabhängigkeit scheint für Schottland im Ungewissheitsfaktor proportional grösser zu sein als der Un-

abhängigkeitsweg der Schweiz, wie er sich im Abstimmungstrotz vom 6. Dezember 1992 und vom 9. Februar 2014 manifestierte. Beide Abstimmungen galten, zumal in den «Gründerkantonen» der Schweiz, als Paukenschlag für das Prinzip der Freiheit, verursachten aber bis heute nicht gelöste und auch nicht leicht lösbare Probleme in den Beziehungen zur Europäischen Union.

Schon fast wie eine Romanze

Zurück zu Schottland. Die gut 45 Prozent Ja-Stimmen für das Risiko von Freiheit und Unabhängigkeit, die Absage an Grossbritanniens Machtpolitik und das von den USA bestimmte Globalsystem bleiben angesichts der totalen Aussenseiterposition der Unabhängigkeitsbefürworter beeindruckend. Wie die Freiheitstradition der Eidgenossenschaft, die zwar historisch zum Teil falsch verstanden wird, geht die Freiheitstradition Schottlands auf das Mittelalter zurück. Auch die Grundstrukturen etwa Serbiens, Kataloniens, Polens, der baltischen Staaten, Islands usw. sind zum Teil mittelalterlich geprägt. Man denke an die isländische Graugans-Ver-

fassung und das dortige Feuerwehrwesen, unter anderem die älteste Gebäudeversicherung der Welt. Solche Traditionen vermögen ein Land durchaus zu formen. Auch in der Schweiz hat genossenschaftliches Denken eine grosse Tradition, was man von England und Schottland weniger behaupten kann.

Schottland hat seine Freiheit in der Schlacht bei der Brücke bei Stirling am 11. September 1297 früh erkämpft, aber schon im Jahr darauf bei der Schlacht von Falkirk ein erstes Mal wieder verloren. Der Nationalheld William Wallace («Braveheart») wurde dann zur Sicherung der britischen Macht gehängt, ausgeweidet und gevierteilt. Dagegen macht der Tod Winkelrieds beziehungsweise des Luzerner Schultheissen Petermann von Gundeldingen bei Sempach den Eindruck einer Romanze. Auch im Hinblick auf die Zahl der Kämpfenden war Sempach im Vergleich zu den schottisch-englischen Schlachten von Stirling und Falkirk ein nicht gerade weltbewegendes Scharmützel. Erfreulich bleibt, dass im 21. Jahrhundert anstelle von Schlachten Abstimmungen getreten sind. Ein klarer Fortschritt in der poli-

tischen Kultur. Selber habe ich mich im September 1968 bei meiner damaligen Schottland-Reise erstmals mit der Unabhängigkeit dieses Landes auseinandergesetzt. «We cannot build an Opera House when Westminster doesn't agree», sagte mir damals eine tantenhafte Befürworterin der schottischen Unabhängigkeit. Nicht mal ein Opernhaus könnten sie bauen, ohne London zu fragen. Das war also, trotz eigener Fussballnationalmannschaft, weit weniger Selbstbestimmung als für einen schweizerischen Kanton selbstverständlich, sogar eine schweizerische Stadt. Diese Verhältnisse haben sich unterdessen gebessert, und mittlerweile sind, noch kurz vor der Abstimmung, weitere Mitbestimmungsschwüre der britischen Regierung dazugekommen.

Die Schotten und der Gotthard

Überlege ich mir aber, wie völlig randständig die schottische Unabhängigkeitsbewegung noch vor 46 Jahren einherkam, so war die Abstimmung vom 18. September doch ein gewaltiger Schritt in die Richtung eines Kleinstaat. In einem solchen verfügt der Bürger nun mal über mehr Mitbestimmung als in grösseren, monarchisch-zentral geführten Systemen. Es genügt aber nicht, dass der Gedanke an Freiheit, hier «freedom» als Land, weniger «liberty» als Prinzip, in den Köpfen ist. Der Gedanke muss erst recht in den Gemeinden verankert sein, in Richtung eines praktizierten Subsidiaritätsprinzips, der Selbstbestimmung von unten her. Dies ist in Schottland, wo «labour» traditionell stark ist, weit weniger der Fall als etwa in der Schweiz. Über alles gesehen ist also das Nein zur Unabhängigkeit keine Überraschung. Eher die hohe, vor 50 Jahren noch fast undenkbar Zahl derjenigen, die «Aye» gestimmt haben, wie der «wahre Schotte» für Yes sagt. Zur legalen Stimmabgabe musste «Yes» geschrieben werden.

Im Mittelalter gehörten Schotten zu den frühesten Überquerern des Gotthardpasses. Die Alpenlandschaft war aber für sie fürchterlich. Ein schottischer Rom-Pilger liess sich bei jener Reise von einer Sänfte tragen, verband sich dabei die Augen. Das war nun aber doch kein kämpferischer «wahrer Schotte», sondern einer, der sich für Ängste anfällig zeigte. Er hätte letzten Donnerstag mutmasslich Nein gestimmt.

HINWEIS

Pirmin Meier, Kulturpreisträger der Innerschweiz 2008, lebt in Rickenbach LU. Sein Hauptwerk «Ich Bruder Klaus von Flüe – Eine Geschichte aus der inneren Schweiz» ist beim Unionsverlag Zürich soeben in dritter Auflage erschienen.



Abstimmungshelferinnen zählen in einer Halle in Edinburgh die Stimmen aus.

AP/Leon Neal

Sprachaustausch muss Schule machen

Was waren das für freudlose Anlässe, diese Französischstunden in der Sekundarschule meiner 60er-Jahre! Das Einzige, das mich wachhielt: die Angst vor dem Versagen. Besser wurde es erst später. Der einjährige Welschlandaufenthalt nach der offiziellen Schulzeit öffnete mir Ohren und Mund. «Franz» wurde auf einmal etwas Lustvolles.

Diese lebensfremde Form des Lernens aus der obligatorischen Schulzeit passierte mir nicht wieder. Beim Studium neuer Sprachen setzte ich immer wieder auf einen frühzeitigen Sprachaufenthalt. Und mit jedem Erfolgserlebnis drängte sich bei mir immer stärker die Frage auf: Wann merken das auch die Bürokraten und die Politiker? Die reden sich über das Was und Wann die Köpfe heiss und übergehen dabei die alles entscheidende Frage nach dem Wie.

Werfen wir also einen Blick auf den Gegenstand hinter der Streitkulisse. Wie kommt es, dass wir uns für etwas begeistern? Für eine Sprache etwa? Unabhängig vom Alter brauchen wir dazu ein starkes Motiv. Das Argument, «das braucht ihr später einmal», sticht beim besten Willen nicht. Es kann aber sehr wohl die Faszination sein,



Andreas Diethelm, Biologe und Lehrer, zum Sprachenstreit

ANSICHTEN

die von einer Lehrperson ausgeht. Vermutlich ist dies aber nicht das häufigste Motiv. Oftmals ist es ganz einfach Liebe auf den ersten Blick, ein Coup de foudre, wie die Franzosen sagen würden. Ein solcher Blitz kann aber nur einschlagen, wenn die beiden Seiten, in diesem Fall das Deutsche und das Französische, aufeinander-treffen.

Ein solches Vorgehen wird in unserer Volksschule aber kaum praktiziert. Ganz im Gegensatz zur biologischen Forschung. Dort ist in vivo und in situ – also das Experimentieren im Reagenzglas, am lebenden Organismus und vor Ort – eine Selbstverständlich-

keit. Weil Biologen klar ist, dass dies ganz andere Ergebnisse hervorbringt. Das lässt sich sehr wohl auf den Sprachunterricht übertragen. Eine neue Sprache zu erlernen, bedeutet auch immer, in eine neue Welt zu treten. Die Türe dahin kann im Schulzimmer aufgestossen werden, hinaustreten müssen die Lernenden selber, mit Leib und Seele. Oft erwacht der Wille zum Lernen erst vor Ort.

Für eine zweite Landessprache haben wir drei Generationen von Schulabgängern verloren, die sich im Kontakt mit den Compatriotes radebrechend durchs Leben stottern oder ihnen ganz aus dem Weg gehen, weil ihnen die Freude am Französischen frühzeitig vergällt wurde. Kaum ein Ort liegt mehr als zwei Bahnstunden von der Sprachgrenze entfernt; dennoch haben wir den obligatorischen Schüleraustausch zum Spracherwerb weitgehend versäumt.

Es ist zwar nicht so, dass es ihn gar nicht gäbe. Nur dass der Sprachaufenthalt bislang nicht Schule machte. Er hängt immer noch davon ab, ob die Schülerin, der Schüler zufälligerweise gerade in der richtigen Gemeinde wohnt, wo die Mittel vorhanden sind

und die Schulverantwortlichen sich dafür einsetzen. Die Bildungsbürokratie hat also viel Boden gutzumachen. Anstatt mit gigantischem Verwaltungsaufwand unsinnige Pisa- und Bologna-Übungen zu produzieren, müssen die Kantone endlich die Praxis in den Fremdsprachenunterricht integrieren.

Schule ist immer Zumutung und Versprechen; ein schönes Stück unseres Lebens bringen wir in Schulzimmern zu. Eine so bedeutende Beschneidung der Freiheit lässt sich nur bei realistischen Erfolgsaussichten rechtfertigen, und zwar für jedes Schulfach.

Die Qualität des Fremdsprachenunterrichts hat Vorrang, nicht der Zeitpunkt seiner Einführung. Über Letzteres sollen die Kantone entscheiden. Der Lernprozess des Spracherwerbs passt sich nicht politischen Wünschen an. Kein Kind soll seine Zeit für den nationalen Zusammenhalt absitzen müssen.

HINWEIS

Andreas Diethelm, 63, ist Biologe und Gymnasiallehrer aus Zürich.

Pläne für Anschlag auf den Papst

ROM sda. Die italienischen Behörden haben einem Zeitungsbericht zufolge Hinweise auf Pläne für einen Anschlag im Vatikan erhalten. Die Zeitung «Il Messaggero» berichtet, ein ausländischer Geheimdienst habe ein Gespräch zwischen zwei arabisch sprechenden Männern abgefangen, in dem von einer «überzeugenden Tat am Mittwoch im Vatikan» die Rede gewesen sei. Mittwochs findet regelmässig die Generalaudienz des Papstes auf dem Petersplatz statt.

ANZEIGE

Qualität ohne Kompromisse

OLMA
Halle 3.0
Stand 3.0.23

WYSS MIRELLA
Telefon 041 933 00 74
6233 Büron